

X. Schlussbemerkungen: Der melancholische Mann

Die in dieser Arbeit vorgestellten Lektüren und Analysen verweisen auf die Tragkraft der Dichotomien Krankheit/Gesundheit und Weiblichkeit/Männlichkeit um die Jahrhundertwende. Insbesondere die Verknüpfung der beiden Oppositionspaare und ihre verschiedenen Spielarten kreisen um die Etablierung und Infragestellung von ‚Normalität‘. Die beiden Extreme stellen zum einen das Männlich-Gesunde und zum anderen das Weiblich-Kranke dar. Ersterer Komplex konstituiert die Norm, das zu erhaltende Ideal in der dominanten Gesellschaftsordnung des *fin de siècle*, während der Pol von Krankheit und Weiblichkeit das Normwidrige verkörpert. Das der dominanten Norm Entgegengestellte bringt die Norm jedoch gleichzeitig in eine Position der Unsicherheit, auf welche mit radikaler Re-Etablierung reagiert werden kann, aber auch mit Ambivalenz. Die vier ausgewählten Texte spiegeln diese Bewegungen wieder und konstituieren sie gleichzeitig. Die Texte kreisen um die Dichotomien als ihre zentralen Orientierungspunkte; Nordau und Weininger versuchen eine Festigung des gesamten Ordnungssystems, während die literarischen Texte der Gebrüder Mann die Ungenügsamkeit des dichotomischen Denkens performativ in den Funktionsweisen der Texte darstellen. Die in den Texten produzierte Ungenügsamkeit des Denkens in Oppositionspaaren sprengt das Ordnungssystem jedoch nicht auf, sondern zeigt nur seine Grenzen. In dem Sinne lässt sich weder von *Die Jagd nach Liebe* noch von *Der Tod in Venedig* sagen, dass es sich um subversive, der Norm Widerstand leistende Texte handelt. Sie weisen die Norm in ihrer Kondition als Norm auf; sie verliert hierdurch den Natürlichkeitscharakter und erscheint teilweise willkürlich. Auch erscheint das dichotomische Denken als begrenzt und begrenzend. Jedoch scheitern jene Figuren in den Texten, die versuchen, ein Gegenmodell zum dominanten Gesellschaftssystem lebbar zu machen. So ließe sich von den beiden analysierten literarischen Texten auch sagen, dass sie sich rückwirkend festigend auf die Norm auswirken, indem sie das außerhalb der Norm sich Bewegende in einen Rahmen der Unmöglichkeit situieren. Auch Nordaus *Entartung* und Weiningers *Geschlecht und Charakter* bewegen sich zwischen Subversion und Etablierung gesellschaftlicher dominanter Normen. Als abschließender Gedanke dieser Arbeit lassen sich alle vier analysierten Texte als melancholische Texte lesen.

Die vier Texte wurden als Krisentexte gelesen. Sie spiegeln die krisenhafte Situation der Jahrhundertwende wider und konstituieren sie auch gleichzeitig performativ. Die Krise wurde in dieser Arbeit als Krise des patriarchalischen Systems gelesen. Wenn es in der Jahrhundertwende eine Krise des Patriarchats gegeben hat, dann hat es notwendigerweise

eine Infragestellung des Denkens in Dichotomien gegeben. Die vier in dieser Arbeit untersuchten Texte beinhalten diese Problematik. Die zwei literarischen Texte der Brüder Mann zeigen, welche Lücken und Leerstellen ein bipolares Denken hat und bringen es zu Brüchen und Spannungen und dadurch gewissermaßen zum Scheitern, während Weininger und Nordau Antworten auf die von ihnen empfundene Bedrohung geben, welche eine dichotomische Ordnung anzugreifen scheint, die es zu verteidigen gilt. Nordau vollzieht diesen Prozess über die Termini von Gesundheit und Krankheit - eine Trennungslinie, die für Nordau wesentlich für die gesamte Gesellschaftsordnung ist - , während Otto Weininger die patriarchalische Geschlechterordnung als leitendes Prinzip seines Restrukturierungsversuches nutzt. Alle vier Texte kreisen jedoch um eine patriarchalische, in Dichotomien strukturierte gesellschaftliche Ordnung, die ihre Konturen zu verlieren scheint. Nordau und Weininger lamentieren diesen Ordnungsverlust und postulieren die Notwendigkeit einer Festigung dieser Ordnung. Bei den literarischen Texten ist es schwieriger, von festen Positionierungen gegenüber einem gesellschaftlichen Prozess zu sprechen, und der Terminus der Ambiguität³⁶⁷ scheint die Funktionsweise der Texte besser zu beschreiben. Die Werke der Brüder Mann basieren auf diesen Spannungen, die eine patriarchalische Ordnung in Frage zu stellen scheinen, ohne diese mögliche Auflösung der dominanten Gesellschaftsordnung zu bejahen oder abzulehnen. Beide Texte funktionieren nicht über Termini wie Recht und Unrecht, Bejahung oder Sanktionierung, sie greifen diese gesellschaftlichen Problematiken auf und nehmen sie als Basis für ihre Werke.

Das problematische Verhältnis eines ‚Mannes‘ oder der ‚Männlichkeit‘ zur patriarchalischen Gesellschaftsordnung kann als melancholische Geste verstanden werden³⁶⁸. Die Melancholie, als bis zum 20. Jahrhundert exklusiv männliches Leiden, entsteht, so Edgar J. Foster, aus einem konfliktbeladenen Verhältnis des Mannes zum Patriarchat, wobei dieses nicht als bloße Verweigerung der patriarchalischen Ordnung verstanden werden muss, sondern eben als ambivalente Bezugnahme, die mit Gefühlen des Verlustes, der Nostalgie und des Versagens zusammenhängt:

Über den Melancholiediskurs lässt sich [...] die Logik und Funktionsweise des Diskurses über heterosexuelle Männlichkeiten an seinen Rändern, das heißt, an seinen Brüchen und Rissen

³⁶⁷ Siehe John H. Smith, „Wie ‚männlich‘ ist der Wille? Ein philosophischer Grundbegriff, andersherum gedacht“, S. 114-133, in *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*, op.cit., S. 120.

³⁶⁸ Das ist der Vorschlag des Buches *Unmännliche Männlichkeit. Melancholie, ‚Geschlecht‘, Verausgabung*, Wien, Köln, Weimar: 1998 von Edgar J. Foster, an dessen Grundgedanken der hier postulierte Gedankengang sich anlehnt.

rekonstruieren: Grenzen der Männlichkeit, das Leiden an der männlichen Geschlechtsidentität, Irritationen von Männern im patriarchalischen Diskurs.³⁶⁹

Die Melancholie hat viele Erscheinungsbilder in einer langen Geschichte, und Foster postuliert als gemeinsamen Nenner dieser vielfältigen Melancholien ein problematisches, nicht selbstverständliches Verhältnis zu der dominanten Gesellschaftsordnung, die mit dem Namen Patriarchat beschrieben wird, jedoch nicht nur durch eine Dominanz des männlichen Geschlechts über das weibliche charakterisiert wird, sondern auf der Trennung zweier gegensätzlicher symbolischer Räume basiert:

Das Patriarchat ist eine Ordnung des Lebens und des Todes, eine Ordnung der heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit, eine Ordnung der Öffentlichkeit und der Privatheit, eine Ordnung des Helden und des Schmerzes, eine Ordnung der Institutionen und der anarchischen, abenteuerlichen Wildheit; und eine Ordnung des Schönen und des Hässlichen, des Guten und des Schlechten, des Anziehenden und Widerwärtigen, des Wahren und Falschen.³⁷⁰

Melancholie wird zur Geste dessen, der diese Ordnung zu tragen hat, der sie verkörpern soll, der sie inauguriert und aufrechtzuerhalten hat. Der Mann, der ein konfliktreiches Verhältnis zur patriarchalischen Ordnung aufweist, da er die Dominanz und Stärke, die ihm in dieser Gesellschaftsstruktur zufallen und die er aktiv anzunehmen hat, nicht problemlos einnehmen kann, trägt melancholische Züge. Die Geschichte der Melancholie wird so zur Geschichte der Männer, die eine zwiespältige Beziehung zum Patriarchat aufweisen. Diese Männer können ganz verschiedene Verkörperungsformen haben, so lassen sich Genie und Künstler, Außenseiter und Homosexueller, Verbrecher und Dandy an dem Schnittpunkt der Melancholie vergleichen.

Definiert man das Patriarchat zwar auch, aber nicht nur über die Gegensätzlichkeit zweier Geschlechter, ist der Melancholiker nicht nur ein Grenzgänger der Männlichkeit, sondern jemand, der Grenzen zwischen Oppositionen überhaupt zu verwischen scheint. Der Melancholiker bewegt sich auf der Fragilität von Grenzen, Grenzen zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Normalität und Wahnsinn, zwischen Affirmation und Negation der Ordnung. Verlust ist fundamental für den melancholischen Charakter. Der Melancholiker ist kein Rebell im eigentlichen Sinne, der sich gegen eine herrschende Ordnung mit innovativen Vorschlägen aufbäumt. Der Melancholiker leidet gewissermaßen an seiner eigenen

³⁶⁹ Idem., S. 34.

³⁷⁰ Idem., S. 62. Problemlos ließe sich dieser Aufreihung von Gegensatzpaaren, die Opposition Gesundheit und Krankheit hinzufügen.

Melancholie; die Ordnung, der er nicht zugehörig sein kann, weil ihm die Kraft und Überzeugung dazu fehlt, lehnt er als solche nicht notgedrungen ab, sondern er betrachtet sie aus der Distanz, ohne sie zu werten. Der Melancholiker kann das Patriarchat weder erfüllen, noch ablehnen; er kann nur sein problematisches Verhältnis zu ihm konstatieren. Foster spricht vom Melancholiker als dem männlichen Verlierer: „Er steht für einen Typus Mann, der unmännlich ist, weil er trauert und sich – auf den ersten Blick – nicht in das männliche Schema patriarchaler Ordnung einfügen lässt.“³⁷¹

Die Überschreitungen von bipolar strukturierten Grenzen bedeuten demnach nicht, die beinhaltenen Oppositionspaare einander näher zu bringen und sie in Richtung einer Einheit zu fusionieren, sondern die Grenze als Strukturierungsmodell in Frage zu stellen. Das Gegensatzpaarschema erscheint als ungenügendes Erklärungsmodell, als vom Melancholiker in eine prekäre Position gebrachte Ordnung. Diese Ordnung kann als Resultat der Fragilität, in die sie gebracht worden ist, jedoch auch mit erneuter Festigung reagieren. Deswegen können Melancholiker auch systemerhaltend auf die patriarchalische Ordnung wirken, und nicht notwendigerweise auflösend, was wieder die Problematik der Einverleibung der Antitypen aufruft, was in dieser Arbeit bereits besprochen wurde. Der Typus des Melancholikers werfen mehr Fragen auf, als Problemstellungen zu beantworten.

Melancholie: ein Riß in der patriarchalischen Idylle? Verlust der Eineindeutigkeit und Geschlossenheit? Erfahrung der Abgründigkeit des Idyllischen? Also: Erfahrung der Abgründigkeit des Geschlechtlichen, des Verhältnisses der Geschlechter zueinander, dessen, was Privatheit und Häuslichkeit ist, des Öffentlichen, der Liebe, Arbeit, Macht... Sehnsucht nach Wiederherstellung des Idyllischen, in der man sich selbst genügt?³⁷²

Die vorliegende Arbeit schlägt vor, die vier hier analysierten Texte als ‚melancholische‘ Texte zu lesen, wobei unter Melancholie das von Foster postulierte problemreiche Verhältnis eines Mannes zum Patriarchat verstanden wird. Alle vier Texte zeichnen sich durch Konflikte zur patriarchalischen gesellschaftlichen Ordnung aus und sind mit Zeichen des Verlustes besetzt. Die Spannungen zwischen Verlust und Nostalgie, zwischen Unmöglichkeit und Präsenz markieren die vier hier vorgestellten Texte, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Thomas und Heinrich Manns Texte stehen sich hierbei nahe: Beide Hauptfiguren, Gustav von Aschenbach und Claude Marehn, können die Ansprüche, welche die patriarchalische Ordnung an sie stellt, nicht erfüllen, ohne sie deswegen rebellisch

³⁷¹ Idem., S. 61.

³⁷² Idem., S. 341.

abzulehnen. Beide leiden an dieser Unmöglichkeit, können sie aber nicht überwinden. Während der Konflikt bei Aschenbach insbesondere über die Opposition zwischen Körper und Geist läuft, findet er bei Claude Marehn über die Dichotomie zwischen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit statt. In beiden Fällen verschmelzen diese Gegensatzpaare mit der Opposition zwischen Krankheit und Gesundheit.

Bei Nordau und Weininger handelt es sich jeweils um Texte, denen das Leiden unter dem Verlust der patriarchalischen Ordnung stark anzumerken ist. Das Verlustgefühl ist beiden Texten sehr eigen und markiert sie auf so wesentliche Form, dass man sie als durch eine melancholische Grundgeste charakterisiert lesen kann. Diese beiden Texte konstruieren ebenfalls ein problematisches Verhältnis zum Patriarchat, denn dieses ist nicht mehr selbstverständlich, sondern muss mit Aggression und Überanstrengung in einer ausschweifenden Geste zurückerobert werden. Diese Geste wird zur Karikatur ihrer selbst, und wie Foster schreibt: „[...]vielleicht wird die Melancholie [...] am besten vom Hofnarren verkörpert.“³⁷³

Die vorliegende Arbeit suchte zu zeigen, dass im Mittelpunkt einer adäquaten Form der Annäherung an die vier analysierten Texte die Spannungen entstehen, die den Texten eigen sind und ihr eigentliches Merkmal ausmachen. Es sind Texte der Krise, einer Krise, die sie sowohl widerspiegeln als auch performativ erzeugen. Die Spannungsverhältnisse zwischen der Norm und dem außerhalb der Norm Stehenden bilden die Kreuzungspunkte der Texte. Die Kardinalpunkte dieser Spannungen werden von den Dichotomien Krankheit/Gesundheit und Weiblichkeit/Männlichkeit gebildet. Die Dynamik, die zwischen diesen beiden Oppositionspaaren die Idee der ‚Normalität‘ erzeugt, steht im Mittelpunkt dieser Arbeit.

Weiter ließen sich viele der Texte der Jahrhundertwende unter dieser Perspektive betrachten. Eines der zentralen Charakteristika nicht nur der deutschsprachigen Literatur des *fin de siècle*, sondern auch der gesamteuropäischen Textwelt dieser Zeit bewegt sich

³⁷³ Idem., S. 357. In diesem Vorschlag, die vier Texte als melancholische Texte zu lesen, ist nicht impliziert, ihre vier Autoren als Melancholiker zu lesen, sondern vielmehr den Effekt, den diese Lektüre-Erfahrungen beim Leser hinterlassen, als melancholisches Gefühl zu beschreiben. Aschenbach und Marehn fungieren jeweils in den Texten Thomas und Heinrich Manns als melancholische Figuren, indem das konfliktreiche Verhältnis zum Patriarchat von ihnen verkörpert wird. Bei Nordau und Weininger hängt der melancholische Effekt – also die Infragestellung der patriarchalischen Gesellschaftsordnung – mehr mit der Vehemenz und Übertreibung ihrer Affirmationen zusammen, die permanent auf den Verlust einer herrschenden Ordnung hinweisen, und diesen im Endeffekt sichtbar machen, als das, was sie in epischer Geste einzuholen versuchen. Müsste man in Termini der Humoralpathologie die zwei literarischen Figuren Aschenbach und Claude Marehn beschreiben, würde ich dafür plädieren Aschenbach als den wahren Melancholiker zu lesen, während Marehn mit seiner im Spielerischen versteckten Feigheit eher dem Typus des Phlegmatikers entsprechen würde. Reiht man nun Nordau und Weininger in diese Kategorien ein, wäre Nordau der um sich schlagende Choleriker und Weininger der sentimentale Sanguiniker, der an (s)eine Reinheit der Gefühle ohne jeglichen Pragmatismus zu glauben scheint.

zwischen der Subversion, der Etablierung und der Re-Etablierung einer ‚Normalität‘ die zur Disposition zu stehen scheint. Texte als Antwort auf eine Bedrohung zu lesen, sie in dem Spannungsverhältnis dieser Bedrohung zu lesen, auf die sie nicht nur antworten, sondern die sie auch konstituieren und bestätigen, ist eines der Grundanliegen dieser Arbeit.

Mit dem letztvorgesprochenen Ansatz, die Texte unter der Perspektive der Melancholie zu lesen, eröffnet sich ein weites Studienfeld. Die Melancholie hat als Krankheit und als Phänomen eine lange und vielfältige Geschichte. Von einer Krankheit, ursprünglich in dem Vorherrschen der schwarzen Galle bestehend, wurde sie zum Gemütszustand *par excellence* der Romantik. Ähnlich wie die Neurasthenie werden mit diesem Namen heterogene Realitäten aufgerufen, deren Klärung durch die Betrachtung von Texten noch nicht ausgeschöpft ist.

Wie stehen Texte zur Etablierung einer gesellschaftlichen Normalität im Verhältnis? Wie tragen sie dazu bei diese Idee sichtbar und spürbar zu machen und inwieweit greifen sie sie auch an? Diese Fragen haben diese Arbeit begleitet, sprengen jedoch in ihrer Dimension den Rahmen meiner Fragestellungen. Die notwendig interdisziplinäre Anschauungsweise, die für die Annäherung an solche Fragen vonnöten ist, bildet ein methodologischer Grundstein für wissenschaftliche Untersuchungen, die versuchen, einen Moment der Kultur und der Geschichte zu fokussieren.